

Wandlungen im soziologischen Bild der deutschen Familie

Von PAUL JOSTOCK

Als W. H. Riehl vor hundert Jahren sein Buch über die deutsche Familie schrieb und im Jahr darauf F. Le Play seine „Ouvriers Européens“, dieses Muster einer empirischen Spezialuntersuchung, herausgab, konnte es scheinen, als sei ein Frühling für die Familiensoziologie angebrochen. Aber es waren nur zwei einsame Schwalben, denen kein Frühling und kein Sommer folgte. Was die Wissenschaft seitdem über die Familie als soziale Institution erbrachte, betraf längst vergangene Zeiten oder die Naturvölker anderer Erdteile. Die eigene Gegenwart des industriellen Europa blieb nahezu unerforscht. Überschattet von den Interessenkämpfen sozialer Klassen und Gruppen, die hier als gestaltende Kräfte alle Weiterentwicklung zu bestimmen schienen, sank die Familie zum Aschenbrödel der Sozialforschung herab. Erst in jüngster Zeit scheint sich das zu wandeln. Schon aber droht die Gefahr, daß nun alles von der Familie redet und so ein billiges Allerweltsgespräch daraus wird, mit der Neigung zu vorschnellen Prognosen, die schließlich die Sache selbst wie auch die Wissenschaft in Mißkredit bringen. Die erste Forderung muß daher lauten: nüchterne Erkenntnis dessen, was war und was ist.

Die folgenden Seiten wollen diesem Ziel dienen. Wenn dabei die wirtschaftlichen Faktoren und ihr Einfluß vorangestellt sind, so nicht im Sinne der marxistischen Theorie, als ob sich alles von dorthin bestimmen und erklären würde. Aber es bietet sich hier ein besonders sinnfälliger Zugang zu dem Problem, namentlich in seiner langfristigen Entwicklung, von der auch die Betrachtung der gegenwärtigen Zustände auszugehen hat.

Gestalt- und Funktionswandel der Familie mit der Wandlung der Wirtschafts- und Siedlungsstruktur

In vorkapitalistischen Zeiten bildete die Familie bis auf geringe Ausnahmen eine *Produktionsgemeinschaft*, die eigenes Vermögen besaß und durch dessen Bewirtschaftung in gemeinsamer Arbeit ihren Unterhalt gewann, so wie es heute noch im wesentlichen die Bauernfamilie tut. Ohnehin lebte damals der weitaus größte Teil des Volkes im Bauernhaus, und von den übrigen gehörte die Mehrzahl Handwerker- und Kaufmannsfamilien an, die ebenso den Unterhalt in gemeinsamer Arbeit erwarben. Haushalt und Geschäft waren noch unter einem Dach vereint. Auch im städtischen Haushalt wurde damals gebacken und geschlachtet, eingemacht, gepökelt und geräuchert, wurden Lichte gezogen und Seife gekocht, wurde gesponnen und gewebt, geschneidert und geschustert, notfalls getischlert und geschlossert (Sombart). Je weiter aber mit dem technischen Fortschritt, mit der Ausdehnung des Fabrikwesens und der Städte die Arbeitsteilung um sich griff,

um so mehr wurde diese Familienwirtschaft verdrängt und der städtische Haushalt von fast aller Eigenproduktion entblößt. Die Folgewirkungen für die Familie liegen auf der Hand. Bildete vordem die gemeinsame Arbeit ein täglich sich erneuerndes Gemeinschaftserlebnis wie auch eine fühlbare wirtschaftliche Klammer um die Familienglieder, so entfällt das nun und das Gegenteil tritt an seine Stelle: Eingliederung in einen fremden Betrieb, der weder selbst familienhaft ist noch auch in Beziehung zu den Familien steht. Hier kann der Einzelmensch sich wirtschaftlich verselbständigen. Er ist nicht mehr auf die Familie angewiesen. Verstärkt wird das noch durch die Individualisierung des Erbrechts und des ehelichen Güterrechts (Vermögens-trennung von Mann und Frau).

Schließlich erschöpft sich die Auswirkung nicht einmal auf der Produktionsseite. Mit der Ausdehnung von Großbetrieb und Großstadt tritt auch noch ein Einbruch in die *Konsumgemeinschaft* der Familie hinzu. Es ist vielen nicht mehr möglich, zum Mittagessen nach Hause zu gehen. Sie nehmen es in der Werkskantine oder im Gasthaus ein. Manchmal sogar auch noch das Abendessen, wenn der Abend nicht daheim, sondern bei einer Veranstaltung in der Stadt verbracht wird. Vielen schreibt auch der schichtweise Produktionsprozeß eine Arbeitszeit vor, die den Rhythmus des Familienlebens verleugnet und stört. So können sich die Familienglieder leichter als früher auseinanderleben, zum mindesten leben sie unverbundener nebeneinander. Ihr Sinnen und Denken schlägt Sonderpfade ein.

Natürlich läßt sich nicht angeben, wie viele Familien in Wirklichkeit durch diese äußeren Umstände innerlich umgewandelt worden sind. Mit Hilfe der Bevölkerungsstatistik kann man höchstens abschätzen, ein wie großer Teil jeweils diesen Einflüssen ausgesetzt, also von dorthier gefährdet war.

Daß der eigentliche industrielle Umwandlungsprozeß in Deutschland erst während der letzten 80 Jahre vor sich ging, wird nicht nur durch die Wirtschafts-, sondern auch durch die Besiedlungsstatistik klar beleuchtet. Im Jahre 1816 wohnten drei Viertel der deutschen Bevölkerung auf dem Land (Gemeinden unter 2000 Einwohner); 1871 waren es noch fast zwei Drittel, 1951 jedoch im Bundesgebiet nur mehr 28%. Die Wandlungen während der sieben ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts waren also unbedeutend im Vergleich zu dem, was dann eintrat. Unwillkürlich denkt man hier an den Seherblick, mit dem Jakob Burckhardt 1871 die kommende Veränderung der Welt durch Erwerbs- und Machtgier, Großindustrie und Militarismus vorausgesagt hat. Der Zuwachs an Stadtbevölkerung sammelte sich überwiegend in den Großstädten an, die 1871 erst 5%, 1939 dagegen 32% der Gesamtbevölkerung beherbergten (Bundesgebiet 1951 nur 28%).¹

Mit der Siedlungsstruktur änderte sich zugleich die Sozialstruktur. Was in den Städten an Bevölkerung hinzukam, war im großen und ganzen „Proleta-

¹ Die mitgeteilten Zahlen entstammen, wo immer möglich, der amtlichen Statistik der Bundesrepublik, und zwar vornehmlich der Volks- und Berufszählung von 1950, so daß sich eine Quellenangabe im einzelnen meistens erübrigen dürfte.

riat“, d. h. es waren vermögenslose Leute, die nur durch Arbeit im Dienste eines anderen ihren Unterhalt gewinnen konnten. Solche gab es auch früher schon, aber vereinzelt. Nun wuchsen sie zur Masse an. Heute zählt man im Bundesgebiet auf 1 selbständige Erwerbsperson 5 unselbständige (Arbeiter, Angestellte und Beamte); 1882 waren es erst knapp 2. Leider fehlen Gesamtzahlen für eine noch frühere Zeit. Wir wissen aber, daß Kolping sich dem Aufbau seiner Gesellenvereine deshalb so intensiv widmete, weil das Handwerk damals (um 1860) in Deutschland noch mehr Leute beschäftigte als die Industrie. Die massenproletarischen Zustände, in die wir seitdem abgeglitten sind, haben die millionenfache Entwicklung von Haushalten zur bloßen (und gar schon beschränkten) Konsumgemeinschaft geradezu besiegelt.

Zum besonderen Verhängnis ward dabei das großstädtische Miethaus. Solange nur etwa 4 Personen in einem Haus wohnen, wie es Belgien im Durchschnitt heute noch zeigt, kann auch die Arbeiterfamilie meist noch Haus, Hof, Stall und Garten besitzen und wenigstens eine Kleinwirtschaft zur Ergänzung des Lohneinkommens betreiben. Wo aber, wie in vielen deutschen Großstädten, Dutzende von Familien in je einem riesigen Steinkasten hocken, ist man, wie von der Natur, so von jeder eigenwirtschaftlichen Basis abgeschnitten. Daß es auch in Riesenstädten anders möglich ist, deuten immerhin folgende Zahlen an: In London und Brüssel kamen 1910 durchschnittlich etwa 8 Bewohner auf ein Haus, in Berlin dagegen 76.²

Auf dem Boden der Großstadt sieht sich die Familie von neuen Gefahren umdräut. Es fehlt hier die indirekte, aber doch so wirksame Kontrolle des einzelnen durch Nachbarn und Dorfgemeinschaft, die auf dem Lande immer besteht und den Familien wie den Ehen wenigstens von außen manchen Halt bietet oder Haltung auferlegt. In der Großstadt bewegt man sich frei und unerkant in der Menge. Verdächtiger Umgang oder gar Fehlritte ziehen keine Achtung nach sich, solange sie nicht zum Konflikt mit der Polizei führen. Zugleich bieten die Hilfsmittel der modernen Technik viel Gelegenheit und Anreiz, mit fremden Personen in Beziehung zu treten. Schon die Zusammenwürfelung Hunderter und Tausender beiderlei Geschlechts im gleichen Betrieb schafft ständig neue Kontakte außerhalb aller Familienbeziehung und fern jeder Familienkontrolle. Die Gefahren sind heute um so größer, als ein starker Wechsel in der Stadtbevölkerung vor sich ging. Etwa ein Drittel der Großstadtbewohner sind seit dem zweiten Weltkrieg neu hinzugekommen, also eine überaus große Zahl von „Fremden“, die sich erst wieder einen neuen Bekanntenkreis schaffen wollen und die großenteils weder durch Traditions- und Heimatgefühle noch durch gemeinsame Lebensschicksale mit dem Ganzen verbunden, in ihrer Haltung bestimmt und geistig geformt werden.

Ein weiteres Moment, das sich zwar nicht auf die Großstädte beschränkt, jedoch sein Schwergewicht dort hat und weit aufs Land hinauswirkt, ist der

² Siehe *J. Wagenbach, Volk und Boden, Potsdam 1932, S. 21.*

starke Pendelverkehr von Arbeitskräften. Nach der Zählung von 1950 gab es 3,2 Millionen Tagespendler im Bundesgebiet. Das heißt: Ein Siebentel aller Berufstätigen muß zur täglichen Arbeit frühmorgens in einen anderen Ort fahren und kommt abends erst wieder heim. In mehrfacher Hinsicht kann sich das nachteilig auf die Familie auswirken. Wo es zum Dauerzustand wird, ist kaum noch ein Familienleben möglich, wenn nicht wenigstens der Sonntag der Familie vorbehalten bleibt, und die Menschen nicht auf Sportplätze oder an Ausflugsziele flüchten.

Bedeutsam wurden der Funktionswandel und die Ansiedlung auf dem Asphalt für die Entwicklung zur Kleinfamilie, die nur noch aus den Ehegatten und vielleicht einem oder zwei heranwachsenden Kindern besteht. Einst war nicht nur die Kinderschar größer, es lebten auch ledige Onkel und Tanten in vielen Familien. Als wirtschaftliche Stützen und mehr noch als eine wesentliche Bereicherung der Hausgemeinschaft waren sie sehr geschätzt. Nur schwache Spuren davon haben sich erhalten. Großeltern trifft man wohl noch etwas häufiger an. Aber auch sie, die früher in der Häuslichkeit und im Garten eine willkommene Hilfe darstellten, bilden jetzt als bloße Konsumenten fast nur noch eine Last, die allenfalls durch den Bezug einer bescheidenen Invalidenrente gemildert wird. Hausgesinde kann man sich um so weniger leisten, als es auch für dieses an Gelegenheit zu der einst so vielfältigen produktiven Hausarbeit fehlt. Auf diese Weise sinkt ein hehres altes Ideal dahin: die Erweiterung des Familienkreises auf das „ganze Haus“ oder die „Groß-Familie“ (Augustinus), ein Ideal, das einst mit dem Christentum langsam emporstieg, die antike Institution der Sklaverei wirksam überwinden half und später in den besten Zeiten Europas weithin verwirklicht war. Der Niedergang bedeutet für alle Beteiligten eine ungeheure Verarmung an Gemeinschaft, Hilfsbereitschaft und häuslicher Atmosphäre. Nach der Haushaltungsstatistik möchte man schließen, daß, neben dem Geburtenrückgang und dem individualistischen Zeitgeist, insbesondere die Weltkriege und ihre Folgen sich hier negativ ausgewirkt haben. Von 1871—1900 ging die durchschnittliche Kopfzahl der deutschen Haushaltung nur von 4,7 auf 4,6 zurück; seitdem aber sank sie weiter auf 3,4 (nur Mehrpersonenhaushalte!). Bei normalen Wohnverhältnissen wäre 1950 noch eine niedrigere Zahl herausgekommen. In England und Wales ging die gleiche Zahl von 1911—1951 von 4,4 auf 3,2 zurück. In derselben Zeit ist die Zahl der Kleinhaushaltungen (1—3 Personen) dort von $\frac{2}{5}$ auf nahezu $\frac{2}{3}$ aller Haushaltungen angewachsen.³ Wenn im westdeutschen Bundesgebiet 1950 ebenfalls $\frac{2}{3}$ aller Haushaltungen nur 1—3 Personen umfaßten, so ist dieses Ergebnis allerdings davon beeinflusst, daß fast alle Untermieter als Ein-Personen-Haushalte gezählt worden sind.

³ J. W. Nixon, On the size, constitution and housing standards of Housholds in England and Wales 1931 and 1951. *Revue de L'Institut International de Statistique*, Vol. 20, 1952, S. 135 ff.

Das Zusammenschrumpfen zur Kleinstfamilie besiegelte wieder den Verlust sehr wesentlicher Funktionen, den in erster Linie die allgemeine Kulturentwicklung mit sich brachte: So wie die Erziehung und Ausbildung der Kinder weitgehend anderen übertragen wurde, so wird auch die Pflege der Kranken und alten Leute immer seltener in der Familie selbst geleistet. Wie weit das unmittelbar die Gemeinschaftsgefühle schwächt, sei dahingestellt. Wichtiger erscheint ein anderes: Die Jugend erlebt die Leiden der Krankheit und die Beschwerden des Alters nicht mehr aus eigener Anschauung mit. So steigert sie sich, von dem Glanz stabiler Gesundheit berückt, zu leicht in ein schiefes Existenzbild des Menschen hinein. Es geht ihr der rechte Sinn für diese Schattenseiten des Lebens ab, und damit verkümmern Tugenden, wie Humanität, Hilfsbereitschaft, Barmherzigkeit, die ein Kulturvolk nicht entbehren kann.

Emanzipation und Erwerbstätigkeit der Frau

Die umwälzenden Veränderungen auf dem Gebiet der Technik und der Wirtschaft haben der Frau, so kann man wohl sagen, einen ganz neuen Lebensraum erschlossen. Früher blieben unverheiratete Mädchen dauernd abhängig entweder von der eigenen Familie, in der sie lebten, oder von einer fremden Familie, in deren Dienst sie getreten waren. Andere Wege standen ihnen nicht offen. Heute haben sie, wie auch die verheirateten Frauen, Zutritt zu fast allen Berufen sowie, als Voraussetzung dessen, auch zu allen Schulen und sonstigen Ausbildungsstätten. Indem die Technik daran arbeitet, schwere Muskelarbeit immer mehr vom Menschen auf die Maschine zu übertragen, bahnt sie der Frau den Weg auch zu solchen Funktionen, die bis dahin ausschließlich Männersache waren. Während sich nun auf der einen Seite diese Möglichkeiten erschließen, erfährt die Frau von der anderen Seite, nämlich durch die Entleerung des Haushalts von Produktionstätigkeiten, zugleich eine Entlastung, die ihr Zeit zur Wahrnehmung jener neuen Erwerbsgelegenheiten gewährt. Es kommt hinzu, daß sich auch die Last der Mutterschaft stark gemindert hat. Infolge des Rückgangs der Kindersterblichkeit bedarf es heute nur noch halb so vieler Geburten wie früher, um die gleiche Nachkommenschaft je Familie großzuziehen. Ganz abgesehen davon, daß viele Eltern sich vorsätzlich mit einem Kind begnügen. Während eine Familienmutter in früheren Zeiten fünfzehn bis zwanzig Jahre oder noch länger durch die Pflege kleiner Kinder ans Haus gefesselt blieb, beschränkt sich diese Aufgabe jetzt meist auf einige wenige Jahre. So entsteht ein weiterer Spielraum für die außerhäusliche Erwerbstätigkeit auch jener verheirateten Frauen, die nicht aus wirtschaftlicher Not dazu getrieben werden.

Natürlich hat das nicht zur Folge, daß nun alle Frauen zu einer Erwerbstätigkeit drängen. Die weitaus meisten wünschen sich auch heute noch kein anderes Tätigkeitsfeld als die Besorgung des Familienhaushalts. Oft genug zeigt sich das bei Ehefrauen daran, daß sie die Erwerbstätigkeit aufgeben,

sobald die Notwendigkeit des Hinzuverdienens entfällt. Die Zustände haben sich auf diesem Gebiet nicht so bedrohlich entwickelt, wie es nach oberflächlichen Eindrücken oft hingestellt wird. Der Anteil der weiblichen Personen an der Gesamtzahl der Erwerbstätigen ist im letzten halben Jahrhundert nur wenig gewachsen, nämlich von 34 auf 36%. Fast möchte man also schließen: Ohne den Wegfall der Gefallenen zweier Weltkriege hätte er sich überhaupt kaum erhöht.

Angesichts der Zunahme des Frauenüberschusses zwischen 1939 und 1950 von 0,7 auf 3,0 Millionen — davon standen 1,9 Millionen im Alter von 25 bis 50 Jahren, hatten also kaum noch Heiratsaussichten — überrascht es geradezu, daß die Gesamtquote der weiblichen Erwerbstätigen zu beiden Zeitpunkten gleich war (36%). In der Zusammensetzung zeigte sich freilich manche Veränderung. Der Anteil der verheirateten Frauen ging 1950 bei den jungen Altersklassen (bis 25 Jahre) über den Stand von 1939 hinaus, bei allen anderen blieb er erheblich dahinter zurück. Die Erklärung dafür liegt bei den jungen Frauen darin, daß sehr viele ihre Aussteuer selbst verdienen müssen; bei den älteren liegt sie weitgehend in der Umgruppierung, die inzwischen vor sich ging: 1,5 Millionen Frauen sind zu Witwen oder Geschiedenen geworden. Im ganzen waren 25% der verheirateten Frauen erwerbstätig, gegen 30,6% im Jahre 1939. Ihre Gesamtzahl von 2,8 Millionen setzte sich 1950 wie folgt zusammen: 1,55 Millionen arbeiteten in der Landwirtschaft (ganz überwiegend „Mithelfende“), 1/2 Million in Handwerk und Industrie, annähernd 1/4 Million in Handel und Verkehr, 120 000 in Gesundheits- und Pflegeberufen, 105 000 in Verwaltung und Rechtspflege, 20 000 im Geistes- und Kulturleben. (Der Rest von 0,3 Millionen läßt sich nicht aufgliedern.)⁴ Da man annehmen kann, daß fast alle diese Frauen auch einen Haushalt zu führen hatten, liegt das Bedenkliche dieser Zustände, von der Landwirtschaft abgesehen, offen zutage. Das Familienleben muß unter solcher Doppelbeanspruchung der Frau leiden. Sieht man von den Mithelfenden ab, so bleiben von der vorstehenden Zahl noch 1,1 Millionen Ehefrauen übrig, die entweder selbständig ein Geschäft führten oder als Unselbständige in einem Arbeitnehmerverhältnis standen. Ihre Zahl macht knapp 6% der entsprechenden Gesamtzahl der Erwerbspersonen (also ohne Mithelfende) aus. Nahezu 3/4 von ihnen standen im Alter von 20 bis unter 45 Jahren.⁵

In dem Bestreben, die Erwerbstätigkeit der verheirateten Frau erträglicher zu gestalten, wurde schon oft der Gedanke erörtert, ihr eine halbtägige Beschäftigung zu ermöglichen. In den Vereinigten Staaten sind in dieser Richtung bereits größere Versuche unternommen worden. Es arbeiten dort etwa 10% der weiblichen Beschäftigten nur halbtägig, und das soll sich gut bewähren. Bei uns gibt es das erst ganz vereinzelt. Stände die rechte

⁴ Zusammengestellt nach dem Statistischen Jahrbuch für die Bundesrepublik 1953, S. 116.

⁵ Diese sowie viele weitere Einzelheiten sind zu entnehmen dem Bericht des Statistischen Bundesamts: Die Frau im wirtschaftlichen und sozialen Leben der Bundesrepublik. 2. Auflage, 1952.

Hierarchie der Werte noch in Geltung, dann dürfte es nicht allzu schwer fallen, zunächst diesen Weg zugunsten der Familie weiter zu verfolgen.

Wie die Zahlen zeigen, entspricht die landläufige Vorstellung, als ob die Erwerbstätigkeit der Frau reißend zunähme, nicht der Wirklichkeit. Gleichwohl hat diese Erscheinung längst soziologische Folgerungen gezeitigt. Schon bei der Vorbereitung des Bürgerlichen Gesetzbuches zu Ende des 19. Jahrhunderts erhoben sich Stimmen für die Abschaffung jeder „patriarchalischen“ Vorrangstellung des Mannes im Namen der Gleichberechtigung der Frau. Das Grundgesetz der Bundesrepublik von 1949 hat sich dieses Prinzip zu eigen gemacht, und das Familienrechtsgesetz, das die konkrete Ausgestaltung bringen soll, sieht kühne Neuerungen vor (Recht der Frau auf eigenen Wohnsitz, auf Erwerbstätigkeit usw.).⁶ Auch wenn plausible Gründe dafür, wenigstens in Bezug auf gewisse Zeitsituationen, geltend gemacht werden können, so wird man sich doch nicht darüber täuschen dürfen, daß Reformen dieser Art geeignet sind, das Familienband weiter zu lockern. Wo sich Neigungen dazu ohnehin rühren, mögen derartige Reformen geradezu zersetzend wirken, namentlich in den Volksschichten, bei denen keine wirtschaftliche Not nach solchen Neuerungen schreit. Alle Bestrebungen, der verheirateten Frau noch breitere Wege ins Erwerbsleben zu erschließen, statt durch grundlegende Sozial- und Wirtschaftsreformen ihre endgültige Rückkehr zum häuslichen Herd vorzubereiten, müssen grundsätzlich als Irrwege bezeichnet werden. Ist es doch ohnehin beschämend für unsere Zeit, daß man bei der gigantischen technischen Leistungsfähigkeit, die der Wirtschaftsapparat erreicht hat, nicht ganz spontan und unbeirrt auf die Erwerbstätigkeit der Hausfrau verzichtet und die entsprechenden volkswirtschaftlichen Vorkehrungen trifft. Wohl wird man nicht mehr alle Frauen zu diesem Ideal bekehren können. Aber es wird dann wenigstens ganz offenbar werden, daß, ähnlich wie der Geburtenrückgang, so auch diese Flucht aus der Häuslichkeit am meisten dort um sich greift, wo sie am wenigsten aus wirtschaftlicher Not erklärt werden kann.

Emanzipation des Kindes

Als der erste Weltkrieg zu Ende war und die Soldaten heimkehrten, spielte sich in mancher ländlichen Familie eine kleine Revolution ab: Die zwanzigjährigen Söhne, denen der Wind ferner Länder und Meere um die Nase geweht hatte, beugten sich nicht mehr der patriarchalischen Bevormundung in den Dingen des täglichen Lebens, wie sie früher beim Bauern als selbstverständlich galt. Und die bejahrten Eltern begriffen bald, daß sich der alte, aus Urzeiten überkommene Zustand nicht weiter erzwingen ließ. Ein Sturmwind war in die wohlbehütete ländliche Stille eingebrochen und hatte die Umzäunung niedergelegt. Der zweite Weltkrieg wirkte sich noch schärfer in gleicher Richtung aus. Er wirbelte nicht nur in der Wehr-

⁶ Näheres bei *K. Mörsdorf*, Die hierarchische Struktur von Ehe und Familie, in dieser Zeitschrift, Bd. 151 (Februar 1953) S. 322—336.

macht, sondern auch in der Heimat die Menschen aus Stadt und Land durcheinander und zersetzte die ländlichen Denk- und Lebensformen immer weiter. So wachsen die Kinder der Landbevölkerung heute unter ganz anderen Einflüssen auf als es bis vor vier Jahrzehnten war. Aber das ist nur eine besondere Seite der allgemeinen Entwicklung, die den Einfluß der Familie auf das heranwachsende Kind wesentlich schmälert hat.

Es begann mit dem staatlichen Schulzwang. Bei dem starken suggestiven Einfluß, den die Lehrer und die Klassengemeinschaft erfahrungsgemäß auf das Kind ausüben, formt die Staatsschule an dessen Erziehung und geistigen Ausrichtung ständig und aufs stärkste mit. Das Bestreben der modernen Pädagogik, das Kind zur Selbständigkeit und Selbstkontrolle zu erziehen, fördert gleichfalls diese Entwicklung. Unter Umständen wird der Geist des Elternhauses völlig verdrängt. Aber auch wenn das nicht geschieht, ist doch der Einfluß der Familie im Vergleich zu früher stark eingedämmt. Ähnliche Wirkungen, wenn auch vielleicht mehr im verborgenen, können Film und Funk, das Fernsehen, die Flut der illustrierten Blätter usw. ausüben.

Ein weiteres Moment bildete die Jugendbewegung, die den heranwachsenden Kindern nicht nur eine viel freiere geistige Haltung (bis zur Selbstbestimmung) vermittelte, sondern sie auch auf häufigen Fahrten dem Elternhaus entführte und weltkundig machte. Auch auf die große Schar derer, die nicht aktiv am Leben der Jugendbewegung teilnahmen, hat sich das beträchtlich ausgewirkt und wirkt bis zur Stunde nach, vor allem im Zusammenhang mit der Motorisierung, die heutzutage die Kinder bereits in ihren Bann schlägt. So bedeutsame Wandlungen seinerzeit das Eisenbahnwesen in vieler Hinsicht brachte, für die Beweglichkeit der Jugendlichen bedeutete es nur wenig im Vergleich zu Fahrrad, Motorroller und Motorrad. Nimmt man noch die so verbreitete Leidenschaft für den Sport aller Art hinzu, so gewinnt man eine Vorstellung, wieviele Anziehungspunkte und Möglichkeiten, die es früher gar nicht gab, gegenwärtig das junge Volk und selbst die Kinder aus dem Elternhaus in die Öffentlichkeit, auf die Plätze und Straßen locken. Es geht hier nicht darum, diese Entwicklung an sich, in ihrer tieferen Bedeutung zu bewerten oder zu kritisieren, sondern nur um den Hinweis, daß all das den Einfluß der Familie auf das Kind schmälert, weil starken fremden Einflüssen die Tür geöffnet wird. Familie und Kirche, die früher nahezu allein die jungen Menschen formten, teilen sich heute darein mit dem Staat sowie mit einer bunten Fülle von Gruppen und Verbänden.

Schließlich hat man in neuerer Zeit, da das Kind in manchen Kreisen bereits Seltenheitswert erlangte, sogar einen besonderen Kult mit ihm zu treiben begonnen. Den Geltungs- und Freiheitsgelüsten der Kleinen schmeichelt das und es kann dazu führen, daß im Verhältnis zwischen ihnen und den Erwachsenen die natürliche Ordnung gewissermaßen auf den Kopf gestellt wird. Die formende Kraft der Familie wird damit nur weiter zugunsten anderer, von außen wirkender Einflüsse zurückgedrängt.

Nimmt man zu all dem hinzu, daß die Kinder heutzutage auch berufsmäßig der Familie viel früher entwachsen als einst und daß sie vielfach nicht mehr durch die Familie selbst, sondern durch andere gesellschaftliche Instanzen in den Beruf hineingesteuert werden, so tritt auch in Bezug auf das Kind ein umfassender Verlust an Aufgaben, die einst wie selbstverständlich beim Elternhaus lagen, in Erscheinung.

Sonderaspekte der Nachkriegszeit

Wie viele von den etwa 13 Millionen Familien, die im Bundesgebiet leben, ihrer Gestalt nach nur noch Ruinen einer Vollfamilie sind, läßt sich nicht genau angeben, doch vermitteln folgende Angaben wohl eine gewisse Vorstellung: Von 1939—50 ist die Zahl der Witwen von 1,7 auf über 3 Millionen gestiegen, die Zahl der Witwer von 0,6 auf 0,75 Millionen. Weitere 300 000 Frauen von Vermißten sind wohl faktisch ebenfalls als Kriegervitwen zu betrachten. Geschiedene Frauen zählte man 387 000 (das bedeutet 1 Geschiedene auf 29 Verheiratete). Im übrigen läßt sich über die Entwicklung der Ehescheidungen zur Zeit noch nicht mehr sagen, als daß ihre Zahl seit 1948 stark zurückgegangen ist, jedoch 1952 relativ (auf 100 000 der Bevölkerung) immer noch um 47 Prozent über dem Stand von 1936/38 lag. Außer den geschiedenen gab es noch 380 000 verheiratete Frauen, die nicht mit ihren Männern zusammenlebten, überwiegend wohl wegen Schwierigkeiten der Wohn- und Erwerbsverhältnisse, zum Teil aber auch aus anderen Gründen. Weitere Hunderttausende von Familien (vielleicht über eine halbe Million) sehen ihren Vater nur am Sonntag oder gar nur ein- bis zweimal im Monat zu einem Wochenendbesuch, weil seine Arbeitsstätte zu weit entfernt liegt. Wie die Erfahrung immer wieder zeigt, wirkt sich das Fehlen eines Elternteils, vor allem die Dauerabwesenheit des Vaters, meist ungünstig auf die Kinder aus.

Gelegentlich hörte man von 300 000 herumstreunenden Jugendlichen im Bundesgebiet. Darin liegt eine große Übertreibung. Unter der Millionenzahl von Arbeitslosen gab es die letzten Jahre zwar etwa 300 000, die noch keine 25 Jahre alt waren. Manche von ihnen werden auf Wanderschaft gegangen sein, um eine Lehr- oder Arbeitsstelle zu suchen, manche vielleicht auch zum bloßen Zeitvertreib. Das mag da und dort, bei gehäuften Zusammenreffen, zu der Erscheinung einer verwilderten Jugend geführt haben, berechtigt aber nicht dazu, die ganze Gruppe in solchem Licht zu sehen und zu schmähen. Vom kommenden Jahr ab wird die jugendliche Berufsnot sinken und wahrscheinlich bald ganz verschwinden, weil die schwächeren Geburtenjahrgänge der Kriegszeit nachrücken.

Noch ein Wort über die alten Leute. Bekanntlich ist ihre Zahl relativ viel größer, als sie es bei früheren Generationen war. Während im Jahre 1910 nur $\frac{1}{20}$ der Bevölkerung über 65 Jahre zählte, entfällt heute fast $\frac{1}{10}$ auf diese Altersstufe. Etwa 200 000 alte Männer ($=\frac{1}{10}$) leben für sich allein in Einzelhaushaltungen, ebenso 570 000 alte Frauen ($=\frac{1}{4}$). Das Leben im Al-

tersheim vermochte bislang nur eine weit geringere Zahl anzuziehen, nämlich 48000 Männer und 82000 Frauen.⁷

Ein großes Übel, das besonders den Weg der jungen Familie überschattet, ist der Wohnungsmangel. Nach dem ersten Weltkrieg fehlten etwa 1,2 Millionen Wohnungen in Deutschland, und es ist trotz aller Anstrengungen bis zum zweiten Weltkrieg nicht gelungen, von diesem Fehlbetrag wesentlich herunterzukommen. Das muß eine ernste Warnung an die Gegenwart sein, da nunmehr infolge der Kriegszerstörungen und des Zustroms der Vertriebenen im Bundesgebiet 4,7 Millionen Wohnungen fehlen. Dieser Mangel hat dahin geführt, daß 1950 nur 5,6 Millionen Wohnparteien (38 Prozent) eine Wohnung für sich allein hatten. (In großen Städten ist der Prozentsatz noch niedriger, in Braunschweig z. B. nur 25 Prozent.) 5,7 Millionen Wohnparteien teilten ihre Wohnung mit noch einer anderen Partei, und weitere 3,3 Millionen Wohnparteien mußten mit noch zwei oder mehr Wohnparteien zusammenleben. Über die Nachteile solcher Zustände ist hier kein Wort zu verlieren. Schlimmer freilich ist das Leben in Massenquartieren, dem mehrere hunderttausend Menschen noch immer nicht entrinnen konnten. Kinder wachsen da auf, die nie etwas anderes als Baracke oder Kaserne kennengelernt haben.

Die Heimatvertriebenen, die sich notgedrungen in das Erwerbsleben des übervölkerten Bundesgebiets einfügen müssen, kommen zum großen Teil um einen Berufswechsel nicht herum, mit dem ein soziales Absinken verbunden ist. Vor allem die Bauern und der Mittelstand sind davon schwer betroffen. Mag solche Not geeignet sein, den Familienzusammenhalt zunächst zu festigen, so birgt sie doch auch schwere Gefahren, weil das bittere Los immer wieder an dem einstigen Heimatglück gemessen wird und sich dann um so schwerer auf die Seele legt. Manche Familie, die festgegründet schien, ist daran zerbrochen.

Die allgemeine Teuerung der Nachkriegszeit hat das viel erörterte alte Problem des Familienlohns mit neuer Wucht gestellt und schärfer als vordem ins Bewußtsein treten lassen. Nachdem kinderreiche Familien immer seltener geworden sind und daher der allgemeine Zuschnitt des Lebensstils und Lebensaufwands immer mehr von den Kinderlosen und Kinderarmen bestimmt wird, fühlen sich die Familien mit mehreren Kindern finanziell ungebührlich beengt, hintangesetzt, zum Entbehren verurteilt. Selbst wenn sie seelisch noch gesund genug sind, um sich dadurch die Freude an ihren Kindern nicht vergällen zu lassen, so bedrückt sie doch dieser Zustand einer Deklassierung in der Lebenshaltung um so mehr, als sie sich bewußt sind, durch die Aufzucht ihrer Kinder große Leistungen und Opfer für die Volksgemeinschaft zu erbringen. Es ist inzwischen weithin anerkannt, daß die Verteilung des Sozialprodukts in dieser Hinsicht verbessert werden muß, sei es durch echte Familienlöhne — also ein Abgehen von dem nur nach der Leistung, nicht nach dem Bedarf bemessenen Entlohnungssystem — oder

⁷ Siehe *Wirtschaft und Statistik*, April-Heft 1953, S. 155.

durch einen Ausgleich der Kinder- und Familienlasten über irgendeinen anderen Weg. Die meisten Arbeiter genossen bisher keinerlei Kinderzuschläge. Und wo es solche gab, waren sie unzulänglich. Auch was die Pläne zum Familienlastenausgleich bisher vorsehen, kann nur als unzulänglich bezeichnet werden. Gleiches gilt von den bisherigen Kinderermäßigungen im Einkommensteuertarif. Solange die Lebenshaltung der Familie mit Kindern weit unter der der kinderlosen Haushaltung liegt, wie es die internationale Frankfurter Tagung über Familienprobleme im März 1953 bestätigt hat, werden diese Fragen wohl nicht mehr zur Ruhe kommen. Es hat den Anschein, daß auch die deutsche Sozialwissenschaft ihnen großes Interesse zuwendet und entschieden nach neuen Lösungen sucht.⁸

Der vorstehende Überblick zeigt, daß die Familie viele äußerliche Stützen verloren hat, die einst ihren Zusammenhalt festigten. So steht sie also seit langem unter einer doppelten Bedrohung: von innen durch den individualistischen, materialistischen und atheistischen Geist der Zeit; von außen durch die Technisierung der Wirtschaft und die Kollektivierung der sozialen Verhältnisse. Daß in gleichem Maße, wie diese Bedrohungen zunahmen, ein Zerfall der Familie vor sich gegangen wäre, kann nicht festgestellt werden, so sehr auch die Zerfallssymptome sich zu häufen schienen. Es müssen also starke innere Kräfte wirksam sein, die offenbar in der Natur der Familie wurzeln und den äußeren Anstürmen nicht gerade leicht erliegen. Die große Not des zweiten Weltkriegs und seiner Endkatastrophe, in der für einen Augenblick die Familie allein von allen sozialen Institutionen noch übriggeblieben war, ließ viele deren unvergänglichen und unersetzlichen Wert neu erleben. Vorübergehend festigte sich damit manches, was gelockert war. Hieraus jedoch bereits auf eine allgemeine Umkehr zu schließen, wie es Schelsky⁹ tut, erscheint allzu kühn und unbegründet. Es bleibt abzuwarten, ob die Hinwendung zur Familie Bestand hat oder ob die Gegenteilstendenzen nicht wieder obsiegen, wenn etwa eine lange, friedliche Wohlstandsentwicklung die Gemüter einschläfert. Eine wirkliche Wandlung in der Wertschätzung der Familie kann auf die Dauer nur aus einer Abkehr von dem der Familie so ungünstigen Zeitgeist erwartet werden. Davon aber ist bisher doch kaum eine Spur festzustellen.

Für die soziologische Situation und Funktion der Familie hängt vieles davon ab, ob der Staatstotalismus, in den wir bereits so tief verstrickt sind, gebrochen werden kann; ob es also gelingt, die Gestaltung des sozialen Lebens wieder mehr und mehr aus den Händen des Staates in die der Gesellschaft zu übertragen. Je mehr Aufgaben der zentralistisch-bürokratische Staat an sich zieht, um so vollständiger wird die Familie ausgeschaltet und

⁸ Vgl. z. B. G. Mackenroth, Die Reform der Sozialpolitik durch einen deutschen Sozialplan, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Neue Folge, Band 4, Berlin 1953, S. 39 und besonders S. 56—59. Ferner H. Achinger, Soziale Sicherheit. Eine historisch-soziologische Untersuchung neuer Hilfsmethoden, Stuttgart 1953, sowie die von Achinger und anderen dargebotene Untersuchung: Reicht der Lohn für Kinder? Frankfurt a. M. 1952.

⁹ H. Schelsky, Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Dortmund 1953.

entmündigt. Wo aber gesellschaftliche Kräfte selbstverantwortlich und im Geiste der Subsidiarität wirksam werden, erhält die Familie vielfältige Chancen einer zum mindesten indirekten Mitwirkung. Die fundamentale Frage der Wiederbelebung einer echten Gesellschaft und einer föderalistischen Durchbildung des gesamten sozialen Lebens nach dem Prinzip der Subsidiarität wird also weitgehend darüber entscheiden, ob die Familie der Zukunft eine lebenskräftige Zelle oder nur ein welches Glied am Volkskörper sein wird.

Priestergestalten in der Romanliteratur der Gegenwart¹

Von HUBERT BECHER S. J.

Schon oft hat man mit Verwunderung festgestellt, daß in unserer Zeit der Priester literaturfähig geworden ist. Eine Fülle von Büchern, und gerade von bedeutenden Schriftstellern und Dichtern, erscheint, die den Priester in den Mittelpunkt des erzählten Geschehens rücken. Der Vorliebe der Dichter entspricht die der Leser: die Priesterromane üben eine außerordentliche Wirkung aus.

Der Geistliche ist zwar schon immer Gegenstand der Erzählung und Dichtung gewesen. Sein Beruf und die damit gegebene Sonderstellung heben ihn aus der Menge heraus und ziehen die Blicke auf ihn. Es sind Blicke von Freunden und Kritikern. Als Bote Gottes soll er vorbildlich sein. Sein menschliches Versagen wirkt stärker als das Versagen irgendeines Christen.

¹ *Gertrud von Le Fort*, Das Schweißstuch der Veronika - München 1928 - Kösel-Pustet. Kranz der Engel - München 1946 - Michael Beckstein. *Stefan Andres*, Die Sintflut - München 1949 - Piper. Wir sind Utopia - Berlin 1943 - Riemerschmidt. *Edzard Schaper*, Die Macht der Ohnmächtigen - Köln und Olten - Jakob Hegner. Die Freiheit des Gefangenen - Köln 1950 - Hegner. *Franz Werfel*, Das Lied von Bernadette - Berlin und Frankfurt a. M. 1948 - Suhrkamp. *Franz Herwig*, Sankt Sebastian vom Wedding - München 1921 - Kösel und Pustet. *Hermann Hesse*, Glasperlenspiel - Frankfurt 1952 (47.—53. Aufl.) - Suhrkamp. *Carl Zuckmayer*, Der Seelenbräu. Erzählung - Frankfurt 1951 - S. Fischer. *Luise Rinser*, Daniela - Frankfurt a. M. 1953 - S. Fischer. *Dick Ouwendijk*, Das geschändete Antlitz - Warendorf 1949 - J. Schnell'sche Buchhandlung. *Felix Timmermans*, Der Pfarrer vom blühenden Weinberg - Leipzig 1937 (24.—27. Tausend) - Inselverlag. *Georges Bernanos*, Die Sonne Satans - Hellerau 1927 - Hegner. Das Tagebuch eines Landpfarrers - Wien 1936 - Hegner. Der Abtrünnige - Hellerau 1929 - Hegner. *Bela Just*, Der Lastträger Gottes - Würzburg 1953 - Echter. Erleuchtete Tore - Nürnberg 1950 - Glock u. Lutz. *Robert Morel*, Sonntag der Satten - Düsseldorf 1949 - L. Schwann. *Beatrix Beck*, Léon Morin, Priester - Frankfurt 1952 - Frankfurter Verlagsanstalt. *Francis Jammes*, Der Pfarrer von Ozeron - Hellerau - Hegner. *Bruce Marshall*, Das Wunder des Malachias - Köln - Hegner. Keiner kommt zu kurz oder Der Stundenlohn Gottes - Köln und Olten - Hegner. Die Welt, das Glück und Fater Smith - Zürich - Conzett und Huber. *Graham Greene*, Die Kraft und Die Herrlichkeit - Berlin 1948 - Paul Zsolnay Verlag. Das Herz aller Dinge - Hamburg 1949 - Rowohlt-Verlag (Reihe der Ro-Ro-Ro). *A. J. Cronin*, Die Schlüssel zum Königreich - Stuttgart - Scherz u. Goverts. *Cecily Hallack*, Die Fröhlichkeit des Paters Savinius - München 1953 (6.—10. Tausend) - Kösel. *Henry Morton Robinson*, Der Kardinal - Frankfurt a. M. - Verlag der Frankfurter Hefte. *William E. Barrett*, Gottes linke Hand - Bremen 1952 - Schönemann. *Crawford Power*, Der Pfarrer und die Sünde - Essen - Fredebeul u. Koenen. *Alan Paton*, Denn sie sollen getröstet werden - Hamburg 1952 - Wolfgang Krüger. *Giovannino Guareschi*, Don Camillo und Peppone. Don Camillo und seine Herde - Salzburg 1953 - Otto Müller. *Carlo Coccioli*, Himmel und Erde - Stuttgart 1951 - Deutsche Verlags-Anstalt.